

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Deutsch-Südwest im Weltkrieg**

**Suchier, Walther**

**Berlin, 1918**

Ein Verwundetentransport

**urn:nbn:de:bsz:31-39997**

später nach dem Gefecht von Jakalswater wieder bei — den Buren! Nicht etwa nur dasselbe Modell! Die Waffen entstammten offenbar ein und derselben Lieferung; man hatte es nicht einmal für nötig befunden, die in portugiesischer Sprache eingelassene Gravierung des Gewehrschlosses zu entfernen oder zu ändern. — Das war im März 1915! — Eine englische Zeitung, die mir nach der Kapitulation des Schutzgebietes der englische Ortskommandant von Dutjo unvorsichtigerweise zu lesen gab, sprach von den Portugiesen offen als von den Verbündeten („allies“) Englands — im August 1915!

### Ein Verwundetentransport.

Der Kampf war beendet. Die Truppe ging in Stellung, um gegen Überraschungen zu sichern, das Gefechtsfeld wurde aufgeräumt und nach Verwundeten abgesehen, die Toten bestattet. Die 29 meist schwerverwundeten Portugiesen, die uns Rocadas zurückgelassen hatte, bedeuteten für den bevorstehenden Rückmarsch eine außerordentliche Mehrbelastung des Sanitätspersonals und unserer recht dürftigen Vorräte an Verbandmitteln. So waren wir dem gütigen Schicksal aufrichtig dankbar, als wir in den rauchenden Trümmern des Forts einen Ochsenwagen erbeuteten, der mit dem denkbar besten Sanitätsmaterial aller Art beladen und durch einen merkwürdigen Zufall der allgemeinen Zerstörung entgangen war.

Das Sanitätspersonal bestand aus drei Ärzten und einigen Sanitätsunteroffizieren. Unter einem dicken Affenbrotbaum bauten wir uns einen Tisch, nannten

ihn „Hauptverbandplatz“ und begannen um 9 Uhr vormittags unsere Tätigkeit. Nach zwanzigstündiger Arbeit waren wir „einmal durch“ und hatten alles so weit verbunden, daß sich die Verwundeten in einigermaßen transportablem Zustand befanden. Auf den 19. Dezember nachmittags war der Abmarsch befohlen. Wir hatten im ganzen 51 mehr oder weniger schwer Verwundete zu befördern, mit denen bis zur nächsten deutschen Bahnstation, Djiwarongo, ein Weg von rund 500 km zurückgelegt werden mußte. — Wer diesen Marsch mitgemacht hat, wird ihn zeitlebens nicht mehr vergessen — keiner der Verwundeten und keiner der anderen; es war ein Leidensweg, körperlich und seelisch.

Die Truppe rückte am 19. nachmittags 3,30 Uhr ab, der Verwundetentransport setzte sich am Abend des gleichen Tages unter Bedeckung der zurückgebliebenen 2. Kompanie in Bewegung und folgte langsam auf der Spur. Es war ein langer trauriger Zug. Die am schwersten Verwundeten waren auf behelfsmäßigen Krankentragen gebettet, die in Eile angefertigt und von den im Fort gefangenen Dvambos und Askaris getragen wurden. Die übrigen lagen auf erbeuteten Ochsenwagen, deren Bespannung aus gleichfalls erbeuteten Ochsen bestand, und zwar uneingefahrenen Jungochsen, die gar nicht daran dachten, vernünftig im Gespann zu gehen und sich der ungewohnten Beschäftigung des Ziehens mit allen erdenklichen Mitteln zu widersetzen suchten.

Langsam zogen wir südwärts: Voraus ein Zug der 2. Kompanie, hinter diesem die Krankentragen, die Ärzte, das Sanitätspersonal; dann kamen die unverwundeten portugiesischen Gefangenen mit einer Be-

deckung deutscher Reiter; endlich die Ochsenwagen, die drei Kolonnenwagen der vorausgerittenen Truppe und als Abschluß der Rest der Kompagnie. Auf der schmalen sandigen Pab hintereinandergedrängt, hatte diese Kolonne eine Länge von mehreren hundert Metern und bewegte sich in schneckenartigem Marsch durch die einbrechende Nacht.

Die schwarzen Träger stellten sich nicht nur sehr widerwillig, sondern erklärlicherweise auch äußerst unbeholfen an. Beim Anheben und Absetzen der Tragen arbeitete meist jeder an seiner Ecke auf eigene Faust, so daß die Verwundeten dauernd in Gefahr waren, herunterzufallen. Alle 200 bis 300 m machten sie halt, um sich zu erholen oder die Plätze zu wechseln, und erklärten, sie könnten nicht mehr. Auf diese Weise legten wir stündlich etwa  $1\frac{1}{2}$  km zurück. — Schweigend, zum Umfallen müde nach den Ereignissen der letzten 48 Stunden, zogen wir durch die immer tiefer werdende Dunkelheit. Als einziger Wegweiser diente die Spur der vorausgerittenen Schutztruppe, der wir bis zur nächsten Wasserstelle folgen mußten; in der flimmernden Pracht des afrikanischen Sternhimmels zeichnete sie sich undeutlich von dem hellen Sande ab.

Gegen 11 Uhr abends wurde haltgemacht. An Weiterkommen war für heute nicht mehr zu denken; die Träger waren schlapp, die Verwundeten erschöpft, die Spur nicht mehr zu erkennen. — Der Morgen brach an und brachte uns Überraschungen peinlichster Art: die schwarzen Träger waren verschwunden, unsere Wasserfässer fast leer! Wir stellten die unverwundeten Portugiesen als Träger an und zogen weiter. Wie lange noch? 24 km sollten es sein bis zur nächsten Wasser-

stelle, etwa sechs hatten wir hinter uns, nach Kilometer 18 wollte uns die Truppe Wasser und Lebensmittel entsgeschicken. Also noch 12 km!? Kleinigkeit!

Es kam anders! Es kam die Sonne, es kam der Durst! Keuchend schleppten die Träger ihre kostbare Last durch den knietiefen Sand, der das Gehen selbst für einen unbepackten Menschen zur Qual machte. Unsere letzten Reste von Wasser wurden ausgegeben, um die Leute leistungsfähig zu erhalten; trotzdem machte einer nach dem anderen schlapp und mußte auf die Ochsenwagen geladen werden. Unsere übermüdeten deutschen Reiter saßen ab und trugen weiter. Nach vierstündigem Marsch konnten wir abermals auf die stolze Leistung von 6 bis 7 km zurückblicken. Es war 9 Uhr vormittags, es war Dezember! Vom wolkenlosen Himmel glühte die Tropensonne unbarmherzig hernieder auf Mensch und Tier — auf erschöpfte, verwundete Menschen, durstige Tiere — und setzte dem Weitermarsch ein gebieterisches Halt entgegen.

Wir fanden einige Bäume, in deren Schatten die Verwundeten notdürftig gelagert werden konnten, und beschloßen, hier zu warten, bis von vorn Hilfe kommen würde. Eine Patrouille ritt ab, um mit der Truppe Verbindung aufzunehmen und über den Stand der Dinge zu berichten. Sie kam nicht zurück. Der Zustand der Verwundeten wurde beunruhigend; einige starben und wurden im Sande verscharrt. Ich verteilte meine letzten Bestände an Krankenproviant: einige Flaschen Rotwein, einige Büchsen Milch. Das gab für jeden der Verwundeten ein paar Teelöffel voll — die Gesunden bekamen nichts. Die deutschen Reiter standen still und stumpf dabei, die portugiesischen Gefangenen jammerten wie

kleine Kinder und riefen alle Heiligen an. Die Zeit verstrich, ohne daß sich irgendwo Hilfe zeigte. — In dumpfer Teilnahmslosigkeit lagen wir im Sande und starrten mit brennenden Augen nach Süden, von wo die Erlösung kommen sollte: Das Wasser! Es wurde Nachmittag, und die Hitze erreichte ihren Höhepunkt. Die Portugiesen begannen ihren eigenen Urin zu trinken.

Die Lage wurde unerträglich. Ich bat den Führer, mit den vierzehn am schwersten Verwundeten voranzuziehen zu dürfen, und erhielt seine Zustimmung. — Die Kolonnenwagen wurden abgeladen, so gut es gehen wollte mit Gras und Decken gepolstert, und die Verwundeten vorsichtig darauf gebettet. Es zeigte sich, daß in den schmalen Fahrzeugen nicht mehr als zwei Menschen in liegender Stellung Platz finden konnten; die anderen wurden auf Krankentragen quer über die Wagenränder gelegt und festgebunden. Um 3 Uhr nachmittags ritt ich in vorsichtigem Tempo mit meinem traurigen Zuge los. Wir kamen schneller vorwärts, als ich angenommen hatte. Es ging über eine sandige Fläche, die nur von vereinzelt Bäumen und wenig Busch bestanden war und den leichten Kolonnenwagen keine nennenswerten Schwierigkeiten bot; außerdem waren die Fahrzeuge nur mit den ausdauernden Maultieren bespannt, die von allen Beteiligten noch verhältnismäßig am besten in Form waren.

Nach zweistündigem Ritt sahen wir eine Staubwolke aufstauen, aus der sich zu meiner Freude die langersehnte Hilfskolonne entpuppte. Die Wasserfässer wurden gestürzt; es gab Proviant, es gab sogar Tabak; die gedrückte Stimmung hob sich merklich — wenn auch nicht für lange. Dann ging's weiter. Gegen 8 Uhr

abends trafen wir einen Offizier, der die Verbindung mit den Zurückgebliebenen aufnehmen sollte. Er brachte des Rätsels Lösung, weshalb wir so lange unserem Schicksal überlassen worden waren: Die nächste Wasserstelle war von Naukila nicht 24, sondern 56 km entfernt.

Außerdem versicherte er mir, es käme bald dichter Dornbusch, in dem ich mit meinen Kolonnenwagen voraussichtlich steckenbleiben würde; zum mindesten müßten die Tragbahren heruntergenommen werden. Mit dieser tröstlichen Aussicht zogen wir weiter, und ich zerbrach mir den Kopf, was ich mit den Verwundeten anfangen sollte, wenn er recht behielt. — Und er behielt recht! — Nach 2 bis 3 km wurde der Busch so dicht, daß die dornigen Äste den Obenliegenden über das Gesicht schleiften. Also Halt! Zu sehen war sowieso nichts mehr, und die Tiere bedurften dringend einer kurzen Ruhe; es mochte 10 Uhr nachts sein. Während meine Leute bei einem mächtigen Feuer anfangen abzukochen, machte ich „Visite“ bei den Verwundeten. Sie waren in böser Verfassung und begannen das Vertrauen zu verlieren.

Wie wir weiterkommen sollten, war mir noch immer schleierhaft. Da kam die Lösung der Frage mit Getöse und Peitschentknallen herangefahren durch die Nacht. Es war ein Bur namens de Jager, der als Frachtfahrer im Dienst der Truppe stand und ihr durch sein ausgezeichnetes Fahren trotz Sand und Durst vorzügliche Dienste geleistet hat. Er brachte zwei Ochsenwagen mit, der eine mit Wasser beladen, der andere leer, auf dem das von meinen Kolonnenwagen abgeladene Gepäck der Truppe nachgeführt werden sollte. Aber einstweilen waren mir meine Verwundeten wichtiger als die Bagage. Ich be-

schlagnahmte den einen Wagen und begann sie umzuladen; es war bei der herrschenden Dunkelheit eine mühselige Beschäftigung. In diesem denkbar ungünstigsten Augenblick kam eine neue Überraschung: Es fing an zu regnen — nein, es goß, wie es eben nur in Afrika in der Regenzeit gießen kann, so daß binnen wenigen Minuten alles bis auf die Haut durchnäßt war. Unsere dünnen Khakiröcke klebten uns am Leibe, die Verwundeten waren der Nässe schutzlos preisgegeben.

Wir beeilten uns, alles mit Zeltbahnen zuzudecken, konnten aber nicht mehr verhindern, daß die Verbände größtenteils durchweicht wurden; sie begannen sich zu lockern und stanken. — Nach einer Stunde angestrengtester Arbeit waren wir so weit, daß 11 Uhr nachts die Reise weitergehen konnte. Die Maultiere hatten sich durch den Regen und die Kühle der Nacht etwas erholt und legten sich willig ins Zeug. Der Himmel war noch bewölkt und die Dunkelheit so stark, daß vor jedem Fahrzeug ein Eingeborener mit brennender Laterne hergehen mußte, um die Spur nicht zu verlieren, die noch immer der einzige Wegweiser war, der uns durch das fremde Land geleitete.

Es folgten nochmals acht Stunden anstrengenden Marsches durch die lange dunkle Nacht — dann waren wir da; es war hohe Zeit! Mit schweren steifen Gliedern begab ich mich zu dem Zelt meines Batterieführers, um ihm die Ankunft der Verwundeten zu melden. Ich wunderte mich, wie lang und schwer mir die kurze Strecke bis dahin vorkam, und hatte dabei ein eigenartiges Brausen in den Ohren; in den letzten vier Tagen und Nächten hatte ich insgesamt neun Stunden geschlafen! Dann stand ich vor meinem Hauptmann und meldete

— d. h. ich lallte wie ein Betrunkener. — Er drückte mir die Hand und gab mir einen Kognak.

Wir befanden uns wieder im Gebiet der Ukualukazi und blieben hier der Verwundeten wegen 48 Stunden liegen; Arbeit gab es auch jetzt noch in Menge. Die Verbände waren gelockert, durchnäßt, verschmutzt; sie mußten sämtlich erneuert werden. — Aber es kamen doch kleinere Ruhepausen, in denen man einige Stunden schlafen konnte, und man schlief derartig tief und fest, daß man nach zwei Stunden so erfrischt war wie früher nach einer langen traumlosen Nacht. — Am 23. abends zog ich weiter hinter der Truppe her. — Die Verwundeten hatten sich etwas erholt, waren gut verbunden und diesmal alle auf sechs geräumigen Ochsenwagen gelagert, die uns die Nordetappe entgegenschickte.

Nach einem sechzehnständigen Nachtmarsch erreichten wir ohne besondere Schwierigkeit die Missionsstation Ukualuizi, wo wir das drahtlos herbeigerufene Feldlazarett erwarten sollten. — Es war eine finnische Mission. Zwischen mächtigen Affenbrotbäumen lag ein freundliches Wohnhaus mit geräumiger Veranda, daneben eine kleine schmußlose Kirche, ein Schuppen, Vorratsräume und ein sauber gehaltener Gemüsegarten. Der Missionar Alho und seine junge Frau waren geborene Finnen, ebenso die Missionschwester Aini Pakalén, die sich sofort beim Verbinden beteiligte. Sie alle waren zuvorkommend und hilfsbereit und haben unsere größte Dankbarkeit verdient. Die Kirche wurde zum Krankenhaus, der Schuppen zum Operationsaal, die Veranda zum Verbandplatz; das geräumigste Zimmer des Hauses wurde für die verwundeten deutschen Offiziere zur Verfügung gestellt.

Abends um 6 Uhr begann feierlich die kleine Kirchenglocke zu läuten, und ich lauschte traumverloren hinter den ungewohnten Klängen her, die ich so lange nicht gehört. — Wie lange mochte es sein? — Wäre ich nicht so müde gewesen, so hätte ich jetzt wahrscheinlich angefangen zu denken; aber dazu reichte es nicht mehr ganz. Schlafen, schlafen! — Da stand der Missionar vor mir und sagte in seinem eckigen Deutsch: „Doktor, wollen Sie nicht heute abend das Fest mit uns feiern?“ — Fest? — Ich war gar nicht im Bilde. „Welches Fest? Ich bin sehr müde!“ — „Wissen Sie nicht, daß heute Weihnachtsabend ist?“ — Weihnachtsabend! — Also so etwas gibt's! Es gibt nicht nur Durst und Müdigkeit und Verwundete! — Weihnachten! Wie klingt das eigentlich? Klingt das nicht wie Heimat, deutsche Heimat? Es dämmert mir so etwas von Winternacht und Glockenklang, von Tannenbaum und Lichterglanz; von etwas Schönerem, Feierlichem, worauf man sich sehr gefreut hat — früher! Wie lang ist das eigentlich her? Ein Jahr oder zehn? — „Nun?“ — Ach so, der Missionar Alho steht auch noch da und wartet darauf, daß ich mich aus dem Schwarzwald ins Ovamboland zurückfinde!

Um 7 Uhr ging ich hinüber und trat in das freundliche Eßzimmer. Ein weißgedeckter Tisch, bequeme Stühle, eine Wanduhr mit feinem, tiefem Klang, Leuchter mit vielen Wachskerzen und eine schöne junge Frau in weißem Kleide — einfach märchenhaft! — Ein ausgezeichnetes Abendbrot versetzte mich jedoch zwanglos in die Wirklichkeit zurück. Einen Christbaum gab es leider nicht, nur viele Kerzen im Zimmer. Affenbrotbäume von 30 bis 40 m Umfang eignen sich zu Weihnachtsbäumen

nur sehr unvollkommen, auch Fächerpalmen sind nicht ganz das Richtige; andere Gewächse standen nicht zur Verfügung. Aber auch der warme Lichterglanz der vielarmigen Leuchter verbreitete eine freundlich-feierliche Stimmung, die noch erhöht wurde, als der Missionar nach Tisch nebenan ging und zu meiner Freude in vollendeter Form Harmonium spielte. Hier im Zimmer war's nun wirklich fast wie zu Hause. — Zu Hause! Wieder irrten die Gedanken ab, weit fort nach der Heimat — die im Kampfe lag gegen eine Welt von Feinden! Wie mag's ihnen gehen dort, wie mag es aussehen im deutschen Vaterland? Ob sie an uns denken?

Es kamen leichtere Tage. Das Dringendste war erledigt, dauerhafte Stützverbände angelegt; hier und dort keimten wieder Hoffnung und Lebenslust auf in den müden Blicken der Verwundeten. — Auffallend war es, wie glatt selbst schwere Verletzungen eine Wendung zum Guten nahmen und in erstaunlich kurzer Zeit zur Heilung gelangten. Trotz der bedenklichen Umstände, denen die Verwundeten auf dem Wege bis Ukualuizi fast sechs Tage lang ausgesetzt waren, war kaum einer der Fälle infiziert und die Heilungstendenz eine unerwartet günstige. Gasbrand und Starrkrampf sind während des ganzen Feldzuges in Südwest m. W. überhaupt nicht vorgekommen.

Auch die Portugiesen begannen Vertrauen zu gewinnen zu den Barbaren, von denen sie aus den englischen Blättern nur die wildesten Schauergeschichten vernommen hatten. Nicht ganz einfach war die Verständigung mit ihnen. Lateinische und französische Brocken ergänzten die Zeichensprache und halfen häufig

über die Schwierigkeiten hinweg. Einer der gefangenen Offiziere konnte sich ziemlich geläufig im Svambodialekt ausdrücken, so daß ich auf den Gedanken kam, mit Hilfe der Missionschwester in der Eingeborenen Sprache eine Verständigung zu erzielen. Und es klappte. So kam das Kuriosum zustande, daß sich Deutsche mit Portugiesen unter Beihilfe eines finnischen Dolmetschers auf Svambo unterhielten — es war eine ziemlich internationale Sache.

Am 28. Dezember traf das Feldlazarett ein und nahm uns die Sorge um die Verwundeten ab, die sich schweren Herzens von der Truppe verabschiedeten. — Wir mußten weiter. Ernste Nachrichten waren in den letzten Tagen auf drahtlosem Wege aus Windhuk eingetroffen, die unsere schleunige Rückkehr dringend nötig machten: Votha war mit Heeresmacht in Walsfischbai gelandet und begann den Vormarsch auf Swakopmund. — Die Truppe rückte ab und zog denselben Weg zurück, den sie sich vor vier Wochen so mühsam gebahnt hatte. Die Regenzeit hatte mit schweren Gewittern eingesetzt, die die nächtlichen Eilmärsche keineswegs angenehmer machten, als sie es ohnehin waren.

Aber der Humor blieb oben! In der Neujahrsnacht kamen wir an der 6. Kompagnie vorbei, deren Führer die Leute hin und wieder abstützen und eine Strecke gehen ließ, um die Tiere zu schonen. Da rief einer hinüber: „Was macht denn ihr da?“ Und schlagfertig erfolgte die Antwort: „Na siehste das nich? Wir »gehen« ins neue Jahr!“ — Der Rückmarsch verlief schnell und ohne Störung. Am 8. Januar 1915 erreichten wir Okauwejo, am 12. Outjo und wurden von der Bevölkerung mit Jubel aufgenom-

men und gefeiert — wenigstens die anderen. Ich selbst lag zähneklappernd in unserer Krankenfahre und wurde von einer Malaria geschüttelt, die mich noch monatelang nicht losließ.

Das Feldlazarett blieb noch zehn Tage in Ufualuizi und mußte dann gleichfalls aufbrechen, weil die Gefahr vorlag, daß der ungewöhnlich starke Regen alles überschwemmen und damit den Rückweg abschneiden würde. Nach dreiwöchigem Marsch langte es am 28. Januar in Djiwarongo, am 31. in Windhut an. — Sechs Wochen nach ihrer Verletzung kamen die Verwundeten zum erstenmal ins Krankenhaus.

Der Feldzug gegen Angola war beendet. Sieben Wochen Anmarsch, vier Stunden Gefecht, drei Wochen Rückmarsch — stark afrikanisch! — Stellungskrieg war es jedenfalls nicht!

### Zwischenakt.

Während Franke mit seiner Abteilung im Norden weilte, hatte sich für das Schutzgebiet nichts von besonderer Bedeutung ereignet. Der Gegner hielt sich auffallend ruhig. Botha (der Bur!) war damit beschäftigt, den Burenaufstand niederzuwerfen, der sich im Oktober 1914 unter Dewet und Maritz organisiert und allmählich beunruhigende Ausdehnung angenommen hatte. Südwest konnte vorübergehend aufatmen. Unsere Patrouillen blieben dauernd hart am Feind, klärten vor Swakopmund und Lüderitzbucht auf und machten sogar erfolgreiche Streifzüge weit in feindliches Gebiet. Hauptmann Petter ging bei Steinkopf über den Dranje ins britische

Suchier, Deutsch-Südwest im Weltkriege.

6